

ANGELIKA BALLWEG-SCHRAMM

ZUR PRINZIPIENLEHRE DER LEXIKOGRAPHIE

Diskussion und exemplifizierung*

0. Vormerkung

1. Erstes prinzip („daß es wortschatz gibt“): Existenzprinzip
2. Zweites prinzip: Wer — was — wann — für wen — zu welchem zweck — prinzip
3. Drittes prinzip: Anordnungsprinzip
4. Viertes prinzip: Prinzip der paradigmatischen bedeutungserklärung
5. Fünftes prinzip: Prinzip der syntagmatischen bedeutungserklärung
6. Schlußbemerkung
7. Literatur

0. Vorbemerkung

Dieser beitrag beschäftigt sich mit einigen grundlegenden lexikographischen problemen. Wie der titel schon andeutet, geht es mir dabei um den theoretischen und methodologischen teilbereich der lexikographie¹, z. b. um folgende fragen:

- Wie können wörterbücher organisiert sein, und speziell: wie soll ein semantisch fundiertes valenzwörterbuch deutscher verben organisiert sein?
- Was ist eine benutzerorientierte beschreibungssprache, und welchen anforderungen soll sie in unserem fall genügen?
- Welchen stellenwert hat für unsere arbeit ein textcorpus?
- Wo und inwieweit können wir pragmatische fragestellungen berücksichtigen?

Für das bedenken dieser und einiger anderer fragen scheint es mir zweckmäßig, mich an den von H. Henne² formulierten prinzipien zu orientieren. Das bedeutet, daß ich diese für geeignet halte, den bereich lexikographie zu struk-

* Helmut Henne danke ich für die durchsicht des manuskripts und für seine fragen und einwände, die zur präzisierung meiner überlegungen beigetragen haben.

¹ Henne 1973, 590 unterscheidet innerhalb der lexikographie „(1) den Prozeß der Wörterbuchschreibung; (2) das Ergebnis der Wörterbuchschreibung, das Wb. [= Wörterbuch]; (3) die Theorie und Methodologie lexikalischer Kodifikation“. Die folgenden ausführungen beziehen sich auf (3). Sie gehören in den rahmen der arbeit am projekt Verbvalenz, das von der DFG finanziell unterstützt und am Institut für deutsche Sprache in Mannheim durchgeführt wird. Ziel des projekts ist die erarbeitung einer verbvalenzgrammatik auf semantischer basis zur vorbereitung eines valenzwörterbuchs.

Wird im folgenden die 1. pers. pl. verwendet, so ist damit die gesamte projektgruppe gemeint (Joachim Ballweg, Pierre Bourstin, Jacqueline Kubczak, Sabine Pape, Helmut Schumacher und ich).

² Vgl. Henne 1976 und Henne 1977. Zum teil überschneiden sich die arbeiten, zum teil ergänzen oder präzisieren sie sich auch; deshalb lege ich beide zugrunde.

turieren. Es bedeutet nicht, daß ich immer dieselben schlüsse aus ihnen ziehe wie Henne; dies besonders im Hinblick auf unsere arbeit. Daß ich in diesem rahmen nicht alle prinzipien gleichermaßen mit aufmerksamkeit bedenke, sei mir zugestanden.

1. Erstes prinzip („daß es Wortschatz gibt“): Existenzprinzip

„Wörter als Bausteine von Texten sind abstraktive Größen in dem Sinn, daß diese Abstraktion dem alltäglichen Sprecherbewußtsein jederzeit zugänglich ist.“ (Henne 1977, 6) Primär ist die äußerung oder der „Text-in-Funktion“. Die existenz des wortschatzes ist „über die Vermittlung des Sprecherbewußtseins [...] garantiert“. („kommunikativ-pragmatischer Sprachbegriff“; Henne 1976, 98).

Damit einher geht die forderung nach „Text- und Textcorpusorientierung“, nach „Authentizität der semantischen Erklärung“ und die infragestellung der „Dominanz des präsentischen Aussagesatzes“ (als exemplifizierung des Wortgebrauchs). (Henne 1977, 6).

Ich vermute, daß mit „Text- und Textcorpusorientierung“ bei Henne zwei verschiedene einstellungen bzw. arbeitsweisen des sprachwissenschaftlers, im besonderen des lexikographen, gemeint sind.

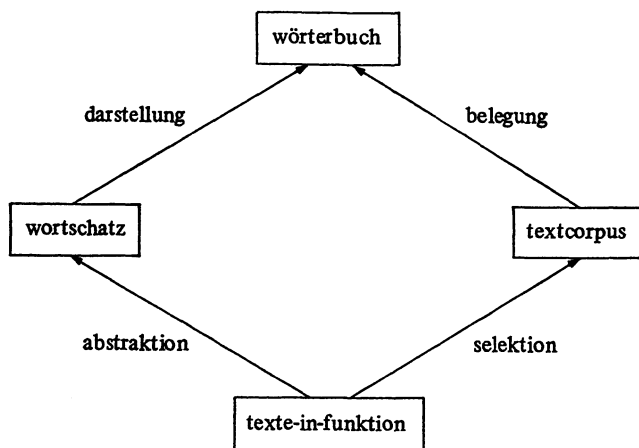
Unter textcorpusorientierung verstehe ich die sichtung von textcorpora mit dem ziel, die hypothesen zu überprüfen, die man als sprachsubjekt aufgestellt hat und seinem „alltäglichen sprecherbewußtsein“ verdankt. Die zusammenhänge mag abb. 1 verdeutlichen.

A				B					C					
makroparadigmen														
A.1		A.2		A.3	medioparadigmen					C.1	C.2	C.3		C.4
					B.1			B.2						
A.1 α	A.1 β	A.2 α	A.2 β		B.1 α	B.1 β	B.1 γ	B.2 α	B.2 β			C.3 α	C.3 β	
				v	e	r		b	e	n				

Bei dem, was dem „alltäglichen sprecherbewußtsein zugänglich ist“, handelt es sich um eine „alltäglich-kommunikative, zum Teil auch meta-kommunikative Erfahrung und Tätigkeit, die durch die extra-kommunikative Tätigkeit des Sprachwissenschaftlers im Rahmen methodischer Sprachforschung präzisiert wird oder werden kann“ (Henne 1976, 98). Das textcorpus demgegenüber als primäre quelle der erkenntnisgewinnung zu betrachten bedeutete eine — unöko-

nomische — unterschätzung des sprecherbewußtseins. Das textcorpus hat seinen unbestrittenen wert als regulativ.³

Mit textorientierung dürfte etwas anderes angesprochen sein, nämlich die hinwendung zum text als einem/dem mittel der exemplifizierung linguistischer aussagen. Mit anderen worten und spezieller: die adäquatheit der semantischen und morphosyntaktischen erklärung eines wortes soll veranschaulicht werden, indem man die verwendung des wortes in texten mit hilfe von texten demonstriert (vgl. abb. 2).



Hier geht es um teil drei der dem lexikographen „heiligen Trias“⁴: lemma — explikativer teil — demonstrativer teil. Beispielphrasen, beispielsätze gibt es überall; mit der forderung nach textorientierung werden aber beispieldateien angestrebt. Sollte der unterschied nicht nur in der quantität liegen, so wäre auf das merkmahl der textualität näher einzugehen, das sicherlich auch sätzen zukommen kann. Ist aber gemeint, daß beispielsätze oft nicht ausreichen, um die verwendungsmöglichkeiten des lemmas adäquat zu demonstrieren, dann ist dem prinzipiell zuzustimmen, vor allem im Hinblick auf die „präsentischen aussagesätze“ (vgl. unten). Einige einschränkungen mögen dennoch gemacht werden: Wollte man ohne unterschied den gebrauch aller wörter mit beispieldateien (im sinne von satzübergreifenden beispielen) illustrieren, so hieße das, dem wörterbuch eine rolle im sprachlernprozeß zuschreiben, die es überfordert. Es ist unrealistisch, anzunehmen, daß bedeutungen (sowohl in der muttersprache als auch in fremdsprachen) und der gebrauch der wörter vollständig über wörterbücher gelernt werden können; das würde erfordern, daß man über jede denkbare situation — oder nicht ganz so rigide: über jeden denkbaren situationstyp, repräsentiert durch eine prototypische situation —, in der ein bestimmtes wort verwendet werden kann, z. B. eine geschichte erzählt, gleichsam eine alltägliche

³ Zur diskussion über status und funktion eines textcorpus in der lexikographie vom empirisch-deskriptiven standpunkt aus vgl. Bergenholtz/Schaeder 1977, 3 ff.

⁴ Henne, zitiert nach Mentrup 1977 b, 186.

kommunikationshandlung simulierend, die doch — von der platzfrage einmal ganz abgesehen — durch nichts ersetzt werden kann.

Laut Henne 1976 (vgl. oben) ist unsere tätigkeit als sprachwissenschaftler extra-kommunikativ. Man kann zwar mit gutem recht sagen, lexikograph, wörterbuch und wörterbuchbenutzer konstituieren eine kommunikationssituation (vgl. Dubois 1970, 35 und 40 f.); doch hierbei handelt es sich um eine kommunikationssituation besonderer art. Denn einerseits wird über kommunikationsmöglichkeiten kommuniziert; andererseits unterscheidet sich die kommunikation mittels des wörterbuchs von dem, was üblicherweise mit „meta-kommunikativ“ bezeichnet wird, dadurch, daß ihr notwendig die extra-kommunikative tätigkeit des lexikographen vorausgeht. Die situationen, in denen ein wörterbuch benutzt wird, sind also nicht zu den alltäglichen kommunikationssituationen zu rechnen. Durch beispieldate soll nun vielleicht dem benutzer suggeriert werden, daß er von der „langweiligen“ wörterbuch-kommunikation zu einer evtl. „interessanten“ — wenn auch nur zitierten — alltäglichen kommunikation überwechselt, die wiederum nicht so interessant sein darf, daß sie den zweck ihrer zitathaften einbettung in die umfassendere kommunikationssituation, die das wörterbuch schafft, in den hintergrund treten läßt. Ich möchte hier nicht langweiligen wörterbüchern das wort reden. Sicherlich sind wörterbücher denkbar, in denen längere textbeispiele angebracht sind, etwa kinder- oder fachwörterbücher (vgl. Wiegand 1977 b), wo auch enzyklopädisches wissen vermittelt wird. Bei einem allgemeinen wörterbuch für den kognitiven (selbst-) unterricht scheinen sie mir nicht in gleicher weise sinnvoll.

„Präsentische aussagesätze“ — sie stehen bei Henne wohl stellvertretend für „sterile“ beispielsätze — sind zugegebenermaßen keine alternative. Die beispiele sollten so gewählt werden, daß sie echt sein können, ohne jedoch die nachteile authentischer sätze aufzuweisen. So weisen authentische beispiele oft einen hohen anteil an „informationsarmen“ pronominalformen auf (beispiel: *Er gibt es ihr.*), was die wiedergabe langer textpassagen erfordern würde, damit der satz, in dem das betreffende verb mit seinen ergänzungen vorkommt, für den benutzer demonstrationswert hat. Ein schwerwiegender nachteil, der sich bei der arbeit am „Kleinen Valenzlexikon“ (Engel/Schumacher 1976) gezeigt hat, liegt z. b. darin, daß in authentischen sätzen fast nie die maximalvalenz höherwertiger verben aktualisiert ist. Wenn aber der benutzer eines verbvalenz-wörterbuchs nicht erfährt und demonstriert bekommt, mit welchen ergänzungen das betreffende verb maximal vorkommen kann, fällt es ihm möglicherweise schwer, elliptische äußerungen zu verstehen, die kohärenz von texten zu erkennen usw. (beispiel: *Sie lachten und tranken und verschwendeten keinen gedanken an das, was nicht-jetzt war. Thomas hatte seinen besten wein aus dem keller geholt und ließ die gläser nie leer werden.* Wenn der leser weiß, daß *trinken*, vereinfacht gesagt, mit einer akkusativ- und einer richtungsergänzung vorkommen kann, wird er, vorausgesetzt, er kennt die semantischen restriktionen für diese ergänzungen, den zusammenhang zwischen *trinken*, *wein* und *gläser* sehen können.)

Man könnte einwenden, daß dabei der beispielsatz (etwa: *Der gast trank den wein wohl oder übel aus einem pappbecher.*) eine zusätzliche, andersartige funktion übernimmt, insofern als er nicht nur unmittelbar den gebrauch eines wortes demonstrieren, sondern auch über einen weiteren abstraktionsschritt dazu beitragen soll, den benutzer zum verstehen und produzieren von texten zu befähigen. Könnte dies nicht einfacher von beispieltexten geleistet werden? — „Textbaupläne“, die — analog zu satzbauplänen (vgl. Engel/Schumacher 1976) — konstruktionstypen symbolisieren, gibt es fürs erste nicht; sie dürften auch weitaus schwerer zu erstellen sein als satzbaupläne, weil die möglichkeiten der textkonstituierung zahllos sind. Der wahl eines beispieltextes haftet also noch viel mehr an zufälligkeit an als der eines beispielsatzes, denn letzterer muß immerhin einen satzbauplan belegen. Nichts spricht allerdings dagegen, zusätzlich zu den beispielsätzen, die u. a. den obengenannten anforderungen genügen sollen, authentische beispieltexte anzuführen. Die „authentizität der semantischen erklärung“, was immer das sein mag⁵, wird sich auf jeden fall nur beim sprachlichen handeln überprüfen lassen.

22. Zweites prinzip: Wer-was-wann-für wen-zu welchem zweck-prinzip

„Der Begründung der Lexikographie hat die Pragmatik der Lexikographie zu folgen.“ (Henne 1976, 100 und Henne 1977, 8).

Zur frage, wer das wörterbuch in welchem zeitraum mache, läßt sich hier nur andeuten, daß unsere arbeit mancher einschränkung unterliegt, etwa der, daß uns, soll es keine brotlose kunst werden, wahrscheinlich keine ausreichende zeit zur verfügung steht. Das kann allerdings auch von vorteil sein; so sind wir z. b. relativ sicher, daß wir keine diachronie-probleme haben werden der art, daß unser material während der erfassung und beschreibung veraltet.

Mit den fragen, was (als lemma) ins wörterbuch aufgenommen werden sollte, für wen und zu welchem zweck, beschäftigen wir uns schon deshalb eingehend, weil die klärung dieser fragen als eine voraussetzung angesehen werden kann für die organisation des wörterbuchs und der wörterbucheinträge. Bereits bei den überlegungen zu den implikationen des ersten prinzipts hat sich gezeigt, daß der benutzeraspekt berücksichtigt werden muß. Wie bei jeder kommunikation, so soll auch bei der wörterbuch-kommunikation (vgl. oben) die mitteilung adressatenspezifisch gemacht werden. Es empfiehlt sich, dabei die verschiedenen benutzungssituationen für — in unserem fall einsprachige — wörterbücher zu berücksichtigen. Eine benutzungssituation ist dadurch gegeben, daß zur beseitigung von störungen bei der textrezeption oder -produktion ein wörterbuch konsultiert wird (vgl. Wiegand 1977 a). Zu den bei Wiegand genannten „wortsemantisch“ und „idiomatisch bedingten störungen“ (mit weiteren untergliederungen) kommen natürlich die morphosyntaktisch bedingten stö-

⁵ *Authentisch* im sinne von ‚verbürgt‘ oder ‚echt‘ kann kaum gemeint sein, denn wie sollte eine semantische erklärung verbürgt oder für echt erklärt werden? Ich vermute, es geht Henne 1977, 6 schlicht um nachweisbare oder nachgewiesene adäquatheit semantischer erklärung.

rungen hinzu, vor allem wohl bei der textproduktion. Es müßte festgestellt werden können, mit welchen störungen beim ins auge gefaßten benutzerkreis stärker zu rechnen ist, mit welchen weniger stark. Hierzu wäre eine umfassende bedarfsanalyse am besten geeignet, in anbetracht der genannten einschränkungen muß eine sporadische überprüfung der hypothesen genügen.⁶ Eine „empirisch fundierte Soziologie des Wörterbuchbenutzers“⁷ fehlt nach wie vor.

3. Drittes prinzip: Anordnungsprinzip

„Unter sprachzeichentheoretischen Aspekten sind das alphabetische (semasiologische) und das begrifflich-semantische (onomasiologische) Wörterbuch als zwei fundamentale Möglichkeiten der Anordnung des Wortschatzes auszumachen. Das alphabetische Wörterbuch erklärt die systematische Mehrdeutigkeit, das begrifflich-semantische Wörterbuch die systematische Bedeutungsverwandtschaft.“ (Henne 1977, 9 f., ähnlich Henne 1976, 101 f.).

Uns geht es um eine verbvalenzgrammatik auf semantischer basis. Aufgrund unserer grammatiktheoretischen voraussetzungen⁸ bietet sich also das onomasiologische wörterbuch an. Es kann die semantischen zusammenhänge (bedeutungsverwandtschaft) reflektieren, die in der partiellen identität kategorialsemantischer repräsentationen ihren niederschlag finden.⁹ Verben, deren kategorialsemantische repräsentationen in gewissem, nicht zu geringem maß übereinstimmen (wobei ich es vorerst bei dem ungewissen „gewiß“ belassen möchte), bilden ein onomasiologisches paradigma.¹⁰

Da paradigmata nichts naturgegebenes sind, ist die frage ihres umfanges zu erörtern und, damit verbunden, die frage nach den kriterien, nach denen verben diesem oder jenem paradigma zugeordnet oder nicht zugeordnet werden. Intuitive vorannahmen¹¹ über die art der bedeutungsverwandtschaft werden durch semantische operationen getestet¹², die ihrerseits zwar letztlich wieder auf intuitionen basieren, aber dennoch zu einer systematisierung der angenommenen relation verhelfen. Kategorialsemantische repräsentationen sollen u. a. die gewonnene systematik formal abgesichert — und damit besser überprüfbar — abbilden.

⁶ Vgl. Schumacher/Kubczak, [demn.].

⁷ Wiegand 1977 a, 63 und Wiegand 1977 c, 62. Wiegand 1977 c ist m. w. die erste arbeit, in der systematisch versucht wird, wörterbuchpragmatische fragen in einem kommunikationstheoretischen rahmen zu beantworten.

⁸ Vgl. besonders Ballweg 1976 a und Ballweg 1977.

⁹ Vgl. Schumacher 1977, 25 f.

¹⁰ Zum zusammenhang zwischen onomasiologischen und generativistischen ansätzen vgl. Ballweg-Schramm 1977 b.

¹¹ Die intuition, lange verächtlich beurteilt, kann für die heuristik m. e. nicht hoch genug eingeschätzt werden. Vgl. Weinreich 1967, 25: „The speakers of a language intuitively feel a relationship between certain pairs or sets of words which is not accounted for by any overt phonological or grammatical similarity. [...] To give an explicit account of such intuitions is a good way of beginning descriptive semantics.“

¹² Vgl. Henne 1972, 125—140 und dazu z. b. Ballweg-Schramm 1977 b, 201—203.

Oben war die rede von der partiellen identität solcher repräsentationen. Je nachdem, bei welchen teilen es uns nun auf identität oder zumindest strukturelle identität ankommt, wird sich die paradigmatisierung verändern. Möglicherweise ergibt sich die paradigmatische struktur, von der wir mehr oder weniger intuitiv ausgegangen waren, möglicherweise eine andere. Das ist eine frage der makro- und der mediestruktur unseres wörterbuchs. Unter makrostruktur ist das ergebnis einer grobklassifizierung des gesamten zu beschreibenden verbmaterials zu verstehen. Makroparadigmen sind dann die „großgruppen“ von verben, die die makrostruktur konstituieren. Die vielfältigen relationen innerhalb der makroparadigmen bezeichnen wir als mediestrukturell.

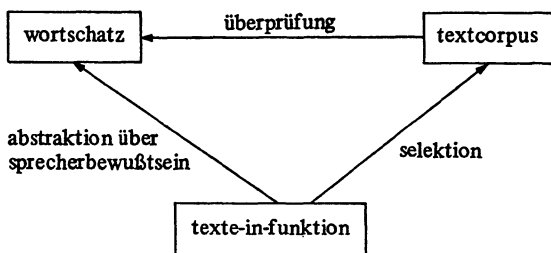
Die entscheidung, „worauf es uns ankommt“, ist nicht so frei, wie es scheinen mag. Eine wichtige rolle spielen dabei die erwartungen der benutzer des geplanten wörterbuchs. Ein onomasiologisches wörterbuch kommt primär bedürfnissen bei der textproduktion entgegen, da die onomasiologische blickrichtung (auf der zweiten metaebene) der schweise des sprechenden (auf der ersten metaebene) entspricht.¹³ Wir müssen uns also darüber klar werden, was jemand, der in bezug auf die ausdrucksmöglichkeiten dessen, was er mitteilen will, unsicher ist, vom wörterbuch erwartet. Ihm wäre wenig geholfen, wenn er auf makroparadigmen stieße, die z. b. alle „transitiven“ bzw. alle „intransitiven“ verben enthielten. Eine situation, die dem sprecher als erste einer reihe von mehr oder weniger bewußten entscheidungen die wahl zwischen „transitiv“ und „intransitiv“ auferlegt, ist nämlich kaum denkbar.

Die reihenfolge solcher entscheidungen, die beim oder genauer: vorm kommunikativen handeln getroffen werden, muß, wie ich meine, abgebildet werden nicht nur auf die makrostruktur, sondern auch auf die mediestruktur — von den konsequenzen für die mikrostruktur, die struktur des wörterbucheintrags, wird noch zu sprechen sein —, auf den aufbau des gesamten wörterbuchs also. Um ein beispiel zu geben: Bevor ein sprecher zwischen (*wein*) *trinken*, *schlürfen*, *saufen* wählt, muß er sich — nur linguistisch gesprochen, in der realität mag es sich anders verhalten — gegen (*wein*) *keltern*, *kaufen*, *stehlen* u. v. a. entscheiden. Dies geschieht wie gesagt mehr oder (eher) weniger bewußt. Diesbezüglichen einwänden läßt sich entgegenhalten, daß der sprecher, machte man ihm den vorgang bewußt, etwa durch die vorlage einer verbliste, zunächst, wenn er eine trink-handlung verbalisieren sollte, verben wie die letztgenannten aussondern würde, um sich dann zwischen *trinken*, *schlürfen*, *saufen* usw. zu entscheiden.

Wie bereits angedeutet, nehmen wir in bezug auf den aufbau des wörterbuchs eine dreifache stufung vor, in makro-, medio- und mikrostruktur. Diese benennungen suggerieren unberechtigterweise eine behandlung des materials auf drei ebenen. Feststeht dabei als einzige die der mikrostruktur, der struktur des wörterbucheintrags. Die makrostruktur wird konstituiert aus „großgruppen“

¹³ Vgl. Baldinger 1964, 270 und Wiegand 1970, 254 f. Selbstverständlich ist das onomasiologische wörterbuch mithilfe eines alphabetischen registers auch bei der textrezeption sinnvoll verwendbar.

von verben, d. h. umfassenden onomasiologischen paradigm(en), makroparadigm(en). Sie enthalten ihrerseits paradigm(en), die wieder paradigm(en) enthalten können usw. Die interne struktur der makroparadigm(en) und aller in sie integrierten paradigm(en) bis hin zu den letzten, deren elemente nicht mehr paradigm(en), sondern die einzelnen verben sind, soll mediostuktur heißen. Die paradigm(en) der „obersten“ mediostrukturellen „schicht“ (in abb. 1: A.1, A.2, A.3 usw.) könnten medioparadigm(en) genannt werden.



Umfang und anzahl der paradigm(en) verhalten sich bekanntlich umgekehrt proportional zueinander, vorausgesetzt, das zu klassifizierende material bleibt dasselbe. In abb. 3 ist die mediostuktur aus platzgründen nur ein- bzw. zwei- „schichtig“. Prinzipiell liegt es im ermes(en) des linguisten, ob er als elemente eines paradigm(en)s weitere paradigm(en) ansetzt. Eine natürliche grenze ist erst da gegeben, wo ein paradigm(en) nur noch zwei verben enthält. Man kann annehmen, daß der informationswert für den benutzer größer ist, wenn zahlreiche kleinere paradigm(en) angesetzt werden, die auf der nächsthöheren „schicht“ zu umfangreicheren zusammengefaßt werden usw., als wenn man — um einen extremfall zu nennen — die gesamtmenge der verben auf die makroparadigm(en) als einzige ordnungskategorien (in abb. 3: A, B und C) verteilte und auf weitere anordnungskriterien — und damit auf eine mediostuktur — verzichtete. Dem prinzip, eine möglichst ausgeprägte paradigm(en)hierarchie anzusetzen, steht die notwendigkeit der ökonomie und die forderung nach übersichtlichkeit entgegen — eine vielzahl von paradigm(en) kann u. u. ebenso unübersichtlich sein wie eine vielzahl nicht klassifizierter verben. Man wird von fall zu fall abwägen müssen.

Die folgenden überlegungen gelten der „untersten schicht“ der mediostuktur, deren paradigm(en) sich aus den einzelnen verben konstituieren. Zu denken ist hier etwa an die paradigm(en) der verben des besitzens, des schlafens, des essens und trinkens. Die anordnung der verben innerhalb dieser paradigm(en) steht in enger beziehung mit der bedeutungsexplikation in der mikrostruktur (vgl. Ballweg-Schramm 1977 a). Es müßte auch erstaunen, wenn die tatsache, daß es sich um ein onomasiologisches wörterbuch handelt, keinen einfluß auf die form des wörterbucheintrags hätte.

Die verben sollen ihrer spezifizität nach geordnet sein, und zwar so, daß jeweils das generischere vor dem spezifischeren steht, das superonym vor dem hyponym, um lexikologische bezeichnungen zu wählen. Bei den kohypony-

men kann es sich um *synonym*¹⁴ handeln (was relativ selten der fall sein dürfte). Als beispiel dafür ließe sich anführen *schlafen* und *pennen* (wobei man z. b. ein verb wie *ruhen* als *supernonym* ansetzen könnte). In solchen fällen ist es sinnvoll, die stilistisch „neutralere“ bezeichnung vor der „weniger neutralen“ aufzuführen, man könnte auch sagen: die stilistisch unmarkierte vor der stilistisch markierten, also *schlafen* vor *pennen*. Gibt es mehrere stilistisch unterschiedlich markierte verben, so ist u. u. an eine alphabetische ordnung zu denken, die sich im onomasiologischen wörterbuch allerdings fremd ausnehmen würde. Eine systematische ordnung solcher verben halte ich für besser; sie könnte darin bestehen, daß das gebräuchlichere dem ungebräuchlicheren vorgeordnet wird. Hierbei wäre dann noch zu klären, ob diese entscheidung in jedem einzelfall getroffen werden muß oder ob sich eine hierarchie der stilistischen markierungen erstellen läßt, in der die stilschicht mit der größeren auftretenswahrscheinlichkeit die jeweils höhere stelle einnimmt.

Handelt es sich bei den kohyponymen um *partielle synonyme*¹⁵, unterscheiden sie sich also nicht (nur) in ihrem stilistischen wert, sondern (auch) in ihrer referentiellen (symbolfunktionalen) bedeutung, wie es z. b. bei *fliegen*, *fahren*, *reiten* usw. der fall ist — das entsprechende *superonym* wäre *sich fortbewegen* —, dann bietet sich, soweit ich das überschauen kann, keine systematische ordnung in besonderer weise an. Den grad der komplexheit ihrer semantischen beschreibung kann man nicht zugrundelegen, da partielle synonyme per definitionem untereinander den gleichen und in bezug auf ein mögliches *superonym* den nächstgrößeren komplexitätsgrad aufweisen.

Das ordnungskriterium der spezifizität trägt dem gedanken rechnung, daß ein sprecher, wenn konsituation/kontext genau determiniert sind, bevorzugt ein möglichst generisches verb wählt. Das entspricht der von Grice 1968 angeführten maxime, sich nicht informativer als erforderlich auszudrücken. Im vorwort unseres wörterbuchs könnte also der hinweis gegeben werden, daß in fällen, wo mißverständnisse als ausgeschlossen gelten können, solche verben gewählt werden sollen, die zu anfang eines paradigmas genannt sind, selbst wenn es in diesem paradigma verben gibt, die das gemeinte präziser bezeichnen könnten.

Wenn wir zur nächsthöheren „schicht“ innerhalb der mediostruktur übergehen (in abb. 3: A.1, A.2, B.1, B.2, C.3), kommen wir zu paradigm(en), die sich ihrerseits wieder aus paradigm(en) konstituieren. Gedacht ist bei letzteren etwa an zustandsverben, vorgangsverben usw., die einen begriff gemeinsam haben und aufgrund dessen zusammengefaßt werden können. So bilden *schlafen*, *einschlafen* usw. jeweils mit ihren synonymen, partiellen synonymen und hyponymen ein umfassenderes paradigma, das auf dem begriff ‚schlaf‘ beruht. Die ordnung innerhalb eines solchen paradigmas orientiert sich an der komplexheit der *superonyme* seiner konstitutiven paradigm(en). Der grad der komplexheit

¹⁴ ‚Synonyme‘ nach den definitionen von Heger 1969, 197 und Henne 1972, 163. Kennzeichnend ist, daß sie ausschließlich „symptom- und/oder signalfunktional in Opposition stehen“ bzw. „differierende Stileme haben“.

¹⁵ Vgl. die definition von Henne 1972, 165.

läßt sich an den kategorialsemantischen repräsentationen erkennen (vgl. Ballweg 1976 b). Das weniger komplexe wird jeweils dem komplexeren vorgeordnet, das *schlafen*-paradigma, steht also vor dem *einschlafen*-paradigma. Die verben innerhalb dieser paradigmata sind, wie bereits angedeutet, oft spezifischer als das superonym, sie weisen also einen größeren komplexitätsgrad auf, der jedoch hier nicht zur diskussion steht. Hier geht es nur um die komplexität der jeweiligen superonyme.

Für eine ordnung der paradigmata in der dritten und den weiteren „schichten“ der mediostruktur bis hin zur makrostruktur kann ich bis jetzt keinen ernsthaften vorschlag machen. Vielleicht böte sich an, die verben des schlafens (im weiteren sinne), die des essens und trinkens u. a. zusammenzufassen als solche, die elementare individuelle lebensäußerungen bezeichnen, und sie damit abzugrenzen gegen andere, die (notwendig) soziales verhalten bezeichnen. Das ist noch im einzelnen zu überprüfen.

Trotz solchen verbleibenden unsicherheiten kann ich mich der skepsis, die in Alain Reys tirade gegen onomasiologische wörterbücher zum ausdruck kommt, nicht anschließen:

„[...] les tentatives de dictionnaires onomasiologiques, souvent appelés conceptuels, sont loin d'avoir donné des résultats comparables à ceux de la lexicographie traditionnelle. [...] L'intérêt pratique de ces ouvrages est contestable [...], et leur valeur théorique repose sur l'illusion naïve d'une équivalence absolue — pour ne pas dire d'une identité — entre lexie et concept. [...] En réalité, il n'y a pas encore de lexicographie onomasiologique, dans la mesure où le concept est insuffisamment défini pour servir de base à une technique pratique.“ (Rey 1965, 66 f.)

Die vorgeworfene gleichsetzung zwischen lexikoneinheit und konzept kann durch eine reflexion des zeichenbegriffs verhindert werden. Teilen kann man die skepsis allerdings, wenn sie sich auf wörterbücher bezieht, die unsystematische listen von irgendwie bedeutungsverwandten wörtern liefern und auf bedeutungsbeschreibungen, die ja zur darstellung begrifflicher kohärenz dienen könnten, verzichten.

Von solchen bedeutungsbeschreibungen soll im folgenden die rede sein.

4. Viertes prinzip: Prinzip der paradigmatischen bedeutungserklärung

„Im Rahmen eines semantischen Erklärungsprozesses, in dem analytisch Feststellungen (keine Festsetzungen) über die Bedeutung von Wörtern und damit deren Gebrauchsmöglichkeiten gemacht werden (Typen: Definitionserklärung und Wortsynonymerklärung), greift der Lexikograph fortwährend auf die lexikalische Paradigmenstruktur zurück: Das alphabetische Wörterbuch setzt das begrifflich-semantisch und dieses jenes voraus [...].“ (Henne 1977, 11 ff., vgl. auch Henne 1976, 104—107).

Den vorliegenden valenzlexika ist zu recht vorzuwerfen, daß sie die bedeutung des lemmas nicht beschreiben, allenfalls implizit berücksichtigen. Wir meinen, daß zwischen der bedeutung eines verbs und seiner valenz ein wichtiger zusammenhang besteht; schon deshalb müßten wir uns um bedeutungserklärung-

gen bemühen, selbst wenn unser wörterbuch nicht onomasiologisch, d. h. begrifflich-semantisch fundiert, geplant wäre.

Mit dem prinzip der paradigmatischen bedeutungserklärung¹⁶ ist in bezug auf das onomasiologische wörterbuch die tatsache angesprochen, daß eine signifikative sprachliche einheit in einem gegebenen kontext durch andere oder anders strukturierte signifikative einheiten ersetzt werden kann (mit diesen also in paradigmatischer relation steht), ohne daß die bedeutung (zumindest in ihrer symbolfunktion) verändert wird (vgl. dazu die diskussion über gleichheitskriterien bei Wiegand 1976). Diese möglichkeit macht sich der lexikograph zunutze, indem er das lemma durch solche signifikative einheiten, die mit ihm in der beschriebenen paradigmatischen relation stehen, semantisch erklärt (vgl. Rey-Debove 1970, 19).

Wiegand spricht in diesem zusammenhang von lexikographischer synonymie, die er wie folgt definiert: „Ein Lemma A und eine lexikalische Paraphrase P (wobei P ein Syntagma oder Satz und aus der gleichen Sprache wie A ist) sind lexikographisch synonym genau dann, wenn P ein Referenzobjekt oder eine Klasse von Referenzobjekten derart beschreibt, daß aus P die Bezugsregeln für A für usuelle Kontexte und relativ zum Referenzbereich ‚Realität . . .‘ [, in der wir leben] erschlossen werden können.“ (Wiegand 1976, 160). Diese definition betrifft zwar eine synonymierelation, die der oben beschriebenen ziemlich nahekommt; sie geht aber in einem wesentlichen punkt darüber hinaus. Sie erfaßt auch das, was ich operationale erklärungen nennen möchte. Nehmen wir als lemma *du* und als eine lexikalische paraphrase ‚form der anrede eines indivi-
duums, zu dem der sprecher eine vertraute, nicht distante beziehung hat‘. Es trifft wohl zu, daß aus der paraphrase die bezugsregeln für *du* für usuelle kontexte und relativ zum referenzbereich „Realität, in der wir leben“ erschlossen werden können; wenn man die paraphrase versteht, kann man mit einiger sicherheit das wort *du* angemessen verwenden, vorausgesetzt, man täuscht sich nicht in der einschätzung seiner beziehung zum kommunikationspartner. Aber austauschbarkeit im oben erwähnten sinne ist hier natürlich nicht gegeben. Solche operationalen erklärungen mögen bei vielen, besonders „pragmatisch befrachteten“ wörtern unerlässlich sein; im bereich der verben, glaube ich, können wir darauf verzichten.

Verzichten können wir auch auf eine andere form der bedeutungserklärung, gemeint ist die „wortsynonymerklärung“ (Henne, s. o.). In einem onomasiologischen wörterbuch stehen ohnehin die synonyme in unmittelbarer nachbarschaft (vgl. die ausführungen zum dritten prinzip). Es ist überflüssig, das synonym, das ja mediostrukturell die semantische erklärungen des lemmas stützt, in die mikrostruktur aufzunehmen.

Stellt man das wörterbuch in einen größeren semiotischen rahmen, dann bieten sich evtl. ikonische zeichen für die bedeutungserklärung an, besonders für die der „axiom-wörter“ (s. u.). Die illustration hat allerdings auch einige

¹⁶ Zu ‚explikation‘ bzw. ‚erklärung‘ vs. ‚definition‘ im rahmen der lexikographie vgl. Henne 1972, 114 ff. und Henne 1976, 104.

schwächen (vgl. Rey-Debove 1970, 33 f.): nicht alles ist abbildbar (geräusche z. b. nicht, ganz zu schweigen von abstrakta); illustrationen sind nicht generisch in dem sinne, daß sie eine klasse von dingen abbilden, so wie ein sprachliches zeichen eine klasse von dingen bezeichnet, sie geben vielmehr das beispiel eines elementes dieser klasse wieder und sind somit eher den sprachlichen beispielen im wörterbucheintrag zuzuordnen als den erklärungsformen. Im bereich der verben stellt sich dieses problem notorisch. Zur illustration von *schlafen* z. b. kann man allenfalls einen schlafenden abbilden; dies verlangt vom benutzer nicht nur die abstraktion von irrelevanten einzelheiten (frisur usw.), sondern auch die abstraktion vom schlafenden selbst auf das, was er tut.

Was uns bleibt, ist die „definitionserklärung“ (Henne, s. o.), die ergänzt werden kann durch andere formen.¹⁷ Sie beruht darauf, daß das lemma durch signifikative einheiten, mit denen es in der oben erwähnten paradigmatischen relation steht und die eine dekomposition seiner bedeutung leisten, erklärt wird. Diese einheiten werden dadurch zu teilen einer beschreibungs- oder metasprache (wobei metasprache in dem einfachen sinn verstanden ist, daß man mit ihr über sprache reden kann). Demgemäß werden zu beschreibende sprache und metasprache nicht substantiell, sondern funktional unterschieden, die metasprache wird als teil der natürlichen sprache betrachtet. Demgegenüber gibt es die u. a. von Weinreich vertretene auffassung, daß eine natürliche sprache keine adäquate metasprache für die analyse semantischer „gestalt“ sei (Weinreich 1967, 29). Dabei scheint mir unberücksichtigt zu bleiben, daß eine metasprache — und sei sie der natürlichen sprache noch so unähnlich — letztlich durch natürliche sprache eingeführt und erklärt werden muß. Selbst wenn der lexikograph höhere eingebungen hätte, würde das nichts ändern, denn die metasprache soll ja von den benutzern verstanden werden. Vielleicht kann man versuchen, beide standpunkte zu integrieren, indem man — wie wir es tun — eine standardisierte beschreibungssprache anstrebt.

Hier stellt sich zunächst die frage nach dem sprachlichen material, das für die wörterklärungen zur verfügung steht. Zirkularität, d. h. die tatsache, daß das erklärungs-vokabular seinerseits wieder und letzten endes mit hilfe des zu erklärenden erklärt werden muß, ist in einem einsprachigen wörterbuch nicht zu vermeiden (vgl. Marcus 1970). Das unbehagen, das sich bei diesem gedanken einstellt, läßt sich allerdings verringern, wenn man eine stratifizierung des beschreibungsvokabulars ins auge faßt (vgl. Weinreich 1967, 38 und dazu Henne 1972, 117 f.). Die einheiten der ersten stufe, die „axiom-wörter“

¹⁷ Vgl. dazu these 7 der zwanzig thesen über ein neues großes wörterbuch der deutschen sprache, zitiert nach Henne/Weinrich 1976, 341 f.: „Es ist weder möglich noch wünschenswert, die bedeutung der wörter nach einem einheitlichen definitions- und normierungsschema festzulegen. Verschiedene Formen der bedeutungsbeschreibung (z. B. explizite definitionen, implizite definitionen, prädikationen, abgrenzungen des geltungsbereichs, ikonische erklärungen, angabe geeigneter lernverfahren usw.) können bei den verschiedenen wörtern unterschiedlich adäquat sein.“ Der grund für die größere liberalität ist darin zu sehen, daß das neue, große wörterbuch in bezug auf anordnungsprinzip und zu erfassendes material nicht eindeutig festgelegt (vgl. these 10, Henne/Weinrich 1976, 344) bzw. eingeschränkt ist.

(Marcus 1970, 88), sind nur zirkulär oder ostensiv definierbar; die einheiten der zweiten stufe werden mit hilfe derjenigen der ersten stufe definiert, diejenigen der dritten mit hilfe der ersten und zweiten stufe usw. Das vokabular der zu beschreibenden sprache enthält dann genau eine stufe mehr als das der beschreibungssprache und ist im übrigen mit diesem identisch. Auf diese weise läßt sich zirkularität einigermaßen systematisieren.

Je mehr erklärungs-schritte gemacht werden, d. h. je öfter das jeweilige explikans seinerseits explikandum wird, bevor der zirkel geschlossen ist, desto größer ist das paradigma der sprachlichen einheiten, die (mit der oben gemachten einschränkung) in einem gegebenen kontext bedeutungsgleich sind. Je größer dieses paradigma ist, desto mehr information bietet das wörterbuch seinem benutzer.¹⁸

Im sinne der angestrebten *s t a n d a r d i s i e r u n g* ist es zweckmäßig, wenn wir uns bei der formulierung der bedeutungserklärungen im wörterbuch-eintrag an die bei den semantischen analysen benutzte metasprache anlehnen. Ziel ist hier wie dort die darstellung von bedeutung mit einem möglichst kleinen vokabular und unter ausnutzung aller „erlaubten“ syntaktischen mittel. Für die grammatik heißt „erlaubt“, was die einmal festgelegte formale sprache zuläßt (vgl. Ballweg 1976 a, 140); im wörterbuch ist das erlaubt, was dem benutzer zugemutet werden kann. Das *e r k l ä r u n g s v o k a b u l a r*, das eine „übersetzung“ des vokabulars unserer formalen sprache darstellt, soll im wörterbuch deshalb (vorerst) möglichst klein und leicht verständlich sein, weil es ein unding wäre, wenn der benutzer, um die bedeutungserklärungen verstehen zu können, sich in anderen wörterbüchern informieren müßte. Die auskunft, die er dort bekäme, wäre ihm im übrigen nur teilweise von nutzen, da unser erklärungs-vokabular als standardisiert verstanden werden soll. D. h. es soll, auch wenn es von der zeichenausdrucksseite her gesehen z. t. identisch mit den zeichen der natürlichen sprache ist, nicht die mehrdeutigkeit natürlich-sprachlicher zeichen aufweisen. Wir müssen also in der einleitung zum wörterbuch präzisieren, welche der möglichen bedeutungen zugrundegelegt wird.

Die *s y n t a x* unserer beschreibungssprache darf ebenfalls keine mehrdeutigkeit erlauben. Dies erfordert möglicherweise erhöhten syntaktischen aufwand, der jedoch durch typographische mittel vermindert werden kann. Natürlich müssen diese ebenfalls in der einleitung eingeführt werden: die funktion des kommas, des gedankenstrichs, aller arten von klammern, drucktypen usw. muß erläutert werden.

In Ballweg-Schramm 1977 a findet sich ein beispiel einer paradigmatischen bedeutungserklärung (lemma: *fressen*), das diesen überlegungen rechnung trägt, soweit davon bei einem isolierten versuch überhaupt die rede sein kann. Dieses beispiel zeigt außerdem den bei der diskussion des dritten prinzipis schon angesprochenen *z u s a m m e n h a n g* zwischen *m e d i o*- und *m i k r o*struktur. Die paradigmatische bedeutungserklärung ist so aufgebaut, daß sie erken-

¹⁸ Untersuchungen von wörterbüchern im hinblick darauf sind in der Bielefelder projektgruppe Kernlexikon gemacht worden; Neubauer 1977.

nen läßt, zu welchen anderen sprachzeichen das lemma in der relation der hyponymie, (partiellen) synonymie oder superonymie steht.

In ähnliche richtung scheint mir das folgende postulat Weinreichs zu zielen, dessen verwirklichung sich in einem onomasiologischen wörterbuch geradezu anbietet:

„[...] a semantic description should aim not at ‚absolute‘ definitions which delimit the meaning of a term from that of terms with similar meanings (synonyms). The circularity which results should be frankly admitted, not as a vice, but as a guiding principle of lexicographie.“ (Weinreich 1967, 30)

5. Fünftes prinzip: Prinzip der syntagmatischen bedeutungserklärung

„Die aus der paradigmatischen Semantik resultierenden (Füge-) Potenzen (Valenzen) können auf der Basis eines repräsentativen Textcorpus einerseits zitiert und andererseits beschrieben werden. [...] Zu bestimmen ist der Zusammenhang von paradigmatischer und syntagmatischer Bedeutung des Wortschatzes. Erst das zu beschreibende Zusammenspiel paradigmatischer wie syntagmatischer (kontextueller!) und ggf. situationeller (kontextueller!) Merkmale konstituiert die Bedeutung eines Wortes als Möglichkeit seines Gebrauchs.“ (Henne 1977, 13 f., vgl. auch Henne 1976, 108 ff.).

Dieses prinzip stimmt überein mit den prämissen unserer projektarbeit. Unser anliegen ist es gerade, aus der paradigmatischen bedeutungsbeschreibung aussagen über die syntagmatische bedeutung, d. h. die semantosyntaktische valenz, und, soweit möglich, auch aussagen über die morphosyntaktische valenz abzuleiten, die valenz eines wortes sozusagen durch seine paradigmatische bedeutung zu motivieren. Deshalb braucht in diesem rahmen dazu nicht mehr viel gesagt zu werden.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich jedoch, was Henne im zusammenhang mit dem prinzip der syntagmatischen bedeutungserklärung zu bedenken gibt. Er regt an, die valenzlexikographie zu einer textcorpusunterstützten disziplin zu machen, womit wir zum ersten prinzip zurückgeführt werden. Sie soll „dementsprechend auch das Problem textobligatorischer Ergänzungen wie deren situationsspezifisches Fehlen zu beschreiben“ suchen und „die unterschiedliche Ergänzungsobligatorik gesprochener Sprache einerseits und geschriebener Sprache andererseits — zumindest exemplarisch —“ darstellen (Henne 1977, 14).

Die mannheimer valenzlexikographen sind nicht gerade glücklich mit der rigide anmutenden zweiteilung ‚obligatorisch-fakultativ‘, wie sie sich im kleinen valenzlexikon (Engel/Schumacher 1976) findet. Das verfahren, mit dem entschieden werden soll, welche ergänzungen eines verbs obligatorisch, welche fakultativ sind, beruht auf der isolation eines satzes, der dieses verb als oberstes regens enthält, um es dependenz-theoretisch auszudrücken. Kontext und kon-situation sind so „neutral“ zu denken, daß sie keinen einfluß auf die obligatorik der ergänzungen ausüben; der satz muß in (/trotz) seiner isolation, ohne rekurs auf vorstellbare spezifische kontexte sinnvoll interpretiert werden können. Die-

ses — zugegebenermaßen „unnatürliche“ — verfahren wird durch die sichtung von textcorpora ergänzt. Ergibt sich dabei eine verbspezifische abweichung, so muß sie selbstverständlich berücksichtigt werden.

Henne geht es aber nicht um verb- oder verbsubklassenspezifisch, sondern um die beeinflussung des syntaktischen verhaltens von verben schlechthin durch bestimmte kontextsorten. So führt er als beispiel an (Henne 1977, 14 f.), daß in gesprochener sprache das subjekt in der 1. pers. sg. situationsbedingt unaktualisiert bleiben kann: neben *Ich komme*. finde sich als antwort auf eine entsprechende bitte oder aufforderung auch einfach *Komme*. Das ist unbestreitbar, nur: was trägt es zur beschreibung von *kommen* bei? Etwa soviel wie die feststellung, daß in der „uneingeleiteten“ frage das verb im satz an erster stelle stehen kann, aber nicht muß (*Kommst du?* — *Du kommst?*), nämlich nichts. Das subjekt (besonders in der 1. pers. sg., aber auch in anderen formen) kann unter bestimmten situations- und kontextbedingungen wohl bei allen möglichen verben ausgelassen werden. Diesem faktum läßt sich aber durch eine allgemeine gebrauchregel rechnung tragen, die ihren platz z. b. in der einleitung zu einem valenzlexikon haben könnte. Nichts spricht dafür, es als „spezifikum“ bei jedem lemma im wörterbucheintrag zu erwähnen.

Es ist richtig, daß gerade das valenzlexikon grammatik in besonderem maße integriert; wenn es regeln für den situationsspezifischen gebrauch enthält, die sich z. b. auf alle elemente der klasse verb beziehen, kann es die grammatik geschriebener u n d gesprochener sprache integrieren. Doch dies betrifft dann nicht die verb(subklassen)spezifisch, das eigentliche anliegen der valenzlexikographen.

Man könnte sich, analog zu wörterbüchern oder -verzeichnissen, situationsverzeichnisse vorstellen, in denen bei jedem situationstyp angeführt wird, welche regeln sprachlichen und sprachbegleitenden¹⁹ verhaltens für ihn spezifisch sind. In einem solchen „situationsbuch“ hätten beispielsweise situationsspezifische konkomitanzregeln einen angemessenen platz. Dieser gedanke könnte unter der voraussetzung, daß die bemühungen um eine typisierung von kommunikations-situationen erfolgreich fortgesetzt werden²⁰, in die überlegungen zum *Neuen Großen, Interdisziplinären Wörterbuch* einbezogen werden, denn nach den vorstellungen des damit befaßten Bad Homburger kreises wird es „notwendig sein, dem Wörterbuch eine Grammatik der deutschen Sprache, gegebenenfalls auch Differenz-Grammatiken für besondere Bereiche der deutschen Sprache beizugeben, im Maße wie diese Grammatik den Gebrauch der Wörter bestimmt.“²¹ Wenn dieser grammatikteil des geplanten wörterbuchs einen anderen sinn haben

¹⁹ Gedacht ist dabei an außersprachliche faktoren wie mimik und gestik, die ich aber hier in anlehnung an Henne 1975, 3 als sprachbegleitend bezeichne, weil für diesen zusammenhang keine rolle spielt, daß sie auch als sprachunabhängige kommunikationsmittel eingesetzt werden können.

²⁰ Die diskussion ausgewählter literatur in Henne 1975, 10 ff. gibt einen überblick über diesen problemkreis. Einen weiteren denkanstoß zur verfeinerung der situations-typik hat Mentrup 1977 a gegeben.

²¹ These 8 der zwanzig thesen über ein neues großes wörterbuch der deutschen sprache, zitiert nach Henne/Weinrich 1976, 342.

soll als nur den, die menge der vorliegenden grammatiken zu vergrößern — und davon möchte ich ausgehen —, dann müssen die oben angedeuteten pragmatischen fragen angegangen werden, und zwar nicht nur um fachsprachliche spezifika zu erfassen, auf die bei dem neuen wörterbuch besonders wert gelegt wird, sondern auch, um die verschiedenen normen der gemeinsprache zu beschreiben. In diesem rahmen könnte die forderung, die situationsspezifika sprachlichen verhaltens zu berücksichtigen, erfüllt werden.

6. *Schlußbemerkung*

Die diskussion bzw. exemplifizierung der fünf lexikographischen prinzipien hat gezeigt, daß sie alle über das wörterbuch selbst hinausweisen. Das trägt wesentlich zu ihrer plausibilität bei. Beim derzeitigen stand der lexikographischen reflexion bleibt zu hoffen, daß nur noch wörterbücher geschrieben werden, deren autoren sich der zusammenhänge zwischen wörterbuchschreibung und anderen teilbereichen der linguistik und kommunikationswissenschaft bewußt sind und deshalb, soweit sie nicht selbst kompetent sind, mit entsprechenden fachleuten zusammenarbeiten. Dies könnte zu einer — vielleicht nicht überall erwünschten — schärfung des bewußtseins der wörterbuchbenutzer führen.

7. *Literatur*

- K. Baldinger, 1964: Sémasiologie et onomasiologie. In: *Revue de Linguistique Romane* 28. 248—272.
- J. Ballweg, 1976 a: Fragment einer generativen Grammatik mit λ -kategorialer Basis. In: K. Braunmüller / W. Kürschner (Hg.): *Grammatik. Akten des 10. Linguistischen Kolloquiums, Tübingen 1975. Bd. 2. Tübingen.* 139—151.
- J. Ballweg, 1976 b: Versuch einer exemplarischen Teilanalyse eines Wortfeldes. In: *Deutsche Sprache* 4, 305—312.
- J. Ballweg, 1977: *Semantische Grundlagen einer Theorie der deutschen kausativen Verben.* Tübingen. (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim. 38).
- A. Ballweg-Schramm, 1977 a: Zur semantischen Beschreibung von Verben im Hinblick auf lexikographische Erfordernisse. In: *Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik. Bd. 12.* 37—58.
- A. Ballweg-Schramm, 1977 b: Onomasiologie und Generative Semantik. In: A. Ballweg-Schramm / A. Lötscher (Hg.): *Semantische Studien.* Tübingen. (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim. 37). 171—241.
- H. Bergenholtz / B. Schaefer, 1977: Deskriptive Lexikographie. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 5, 2—33.
- J. Dubois, 1970: Dictionnaire et discours didactique. In: *Langages* 19, 35—47.
- U. Engel / H. Schumacher, 1976: *Kleines Valenzlexikon deutscher Verben.* Tübingen. (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim. 31).
- H. Grice, 1968: *Logic and conversation.* Berkeley, Los Angeles, (unveröffentl. Ms.). Jetzt in: P. Cole / J. L. Morgan (eds.), 1975: *Syntax and semantics. Bd. 3 (Speech acts).* New York, San Francisco, London. 41—58.
- K. Heger, 1969: Die Semantik und die Dichotomie von Langue und Parole. Neue Beiträge zur theoretischen Standortbestimmung von Sémasiologie und Onomasiologie. In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 85, 144—215.
- H. Henne, 1972: *Semantik und Lexikographie. Untersuchungen zur lexikalischen Kodifikation der deutschen Sprache.* Berlin, New York. (Studia Linguistica Germanica 7).

- H. Henne, 1973: Lexikographie. In: H. P. Althaus / H. Henne / H. E. Wiegand (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. Tübingen. 590—601.
- H. Henne, 1975: Sprachpragmatik. Nachschrift einer Vorlesung. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik 3).
- H. Henne, 1976: Prinzipien einsprachiger Lexikographie. In: Probleme der Lexikologie und Lexikographie. Hg. von H. Moser [u. a.] Düsseldorf. (Jahrbuch 1975 des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim. Sprache der Gegenwart 39). 95—117.
- H. Henne, 1977: Was die Valenzlexikographie bedenken sollte. In: Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik. Bd. 12. 5—18.
- H. Henne / H. Weinrich, 1976: Zwanzig Thesen über ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 4, 339—349.
- S. Marcus, 1970: Définitions logiques et définitions lexicographiques. In: Langages 19, 87—91.
- W. Mentrup, 1977 a: Redekonstellation und Text. In: Deutsche Sprache 1, 31—47.
- W. Mentrup, 1977 b: Projektplan des Großen Wörterbuchs in der Diskussion. In: Deutsche Sprache 2, 185—192.
- F. Neubauer, 1977: Einige Aspekte umgangssprachlicher Lexika. In: Das Lexikon in der Grammatik. Die Grammatik im Lexikon. Hg. von J. S. Petöfi / J. Bredemeier. Hamburg (Papiere zur Textlinguistik 13, 1). 27—64.
- A. Rey, 1965: Les dictionnaires: forme et contenu. In: Cahiers de lexicologie 7, 65—102.
- J. Rey-Debove, 1970: Le domaine du dictionnaire. In: Langage 19, 3—34.
- H. Schumacher, 1977: Zur Konzeption eines Valenzwörterbuchs der Verben auf semantischer Basis. In: Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik. Bd. 12. 19—36.
- H. Schumacher / J. Kubczak: Ein neues Wörterbuch deutscher Verben. Demn. in: Neuphilologische Mitteilungen.
- U. Weinreich, 1967: Lexicographic definition in descriptive semantics. In: F. W. Householder / S. Saporta (eds.): Problems in lexicography. Bloomington. 25—44.
- H. E. Wiegand, 1970: Synchronische Onomasiologie und Semasiologie. Kombinierte Methoden zur Strukturierung der Lexik. In: Germanistische Linguistik 3, 243 bis 383.
- H. E. Wiegand, 1976: Synonymie und ihre Bedeutung in der einsprachigen Lexikographie. In: Probleme der Lexikologie und Lexikographie. Hg. von H. Moser [u. a.]. Düsseldorf. (Jahrbuch 1975 des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim. Sprache der Gegenwart 39). 118—180.
- H. E. Wiegand, 1977 a: Einige grundlegende semantisch-pragmatische Aspekte von Wörterbucheinträgen. In: Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik. Bd. 12. 59—149.
- H. E. Wiegand, 1977 b: Fachsprachen im einsprachigen Wörterbuch. Kritik, Provokationen und praktisch-pragmatische Vorschläge. In: Linguistik. Beschreibung der Gegenwartssprachen. Hg. von H. Schumacher / B. Leuschner. Stuttgart. (Kongressberichte der 7. Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik, Trier 1976. 3). 38—64.
- H. E. Wiegand, 1977 c: Nachdenken über Wörterbücher: Aktuelle Probleme. In: G. Drosowski / H. Henne / H. E. Wiegand: Nachdenken über Wörterbücher. Mannheim, Wien, Zürich. 51—102.

Anschrift der Autorin: Angelika Ballweg-Schramm, Institut für deutsche Sprache, Friedrich-Karl-Straße 12, 6800 Mannheim 1.